

Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur
Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine
Band: 27 (1945)
Heft: 29

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 03.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schweizer Frauenblatt

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer Frauenvereine
und des Schweizerischen Stiielen Frauenhilfsdienstes

Verlag: Genossenschaft 'Schweizer Frauenblatt', Zürich
Inzeraten-Annahme: August Striehl & Co., Godefridstrasse 64, Zürich 2, Telefon 27 29 75, Volkshoch-Konto VIII 12433
Administration, Druck und Expedition: Druckerei Winterthur AG, Telefon 2 22 52, Volkshoch-Konto VIII B 58

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Inzerationspreis: Die einseitige Werbegeldrate oder auch deren Raum 16 Rp. für die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland / Stellen: Schweiz 46 Rp., Ausland 75 Rp. / Chiffregebühr 50 Rp. / keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschlägen der Inserate - Inzeratenchluss Montag abend

Monatspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 11.50, halbjährlich Fr. 6.30
Auslands-Monatspreis pro Jahr Fr. 16.—
Einzelnummern kosten 20 Rappen / Gehaltslich auch in sämtlichen Bahnhöfen / Abonnements-Einsparungen auf Postkassen-Konto VIII b 58 Winterthur

Die Frau im Erwerbsleben

(I.M.) Im Rahmen des Orientierungskurses, welcher vom Aktionskomitee für das Frauenstimmrecht im Kanton Zürich durchgeführt wurde, gab Frau Dr. Margareta Schwaiger, Bern, ein eindrückliches Bild der Frau im Erwerbsleben. Im Grund ihrer Rede über das gesamte, heute diesen Problemkreis berührende statistische Material vermachte die Referentin die Fragen, welche mit dem Erwerbsleben der Schweizerinnen zusammenhängen, in ihrer ganzen Tragweite aufzurollen und zu beantworten. Das Gesamtanliegen des Vortrages liegt vermehrt im Interesse der Frauen, daß wir einige seiner Grundgedanken erläutern müssen.

„Die Frau gehört ins Haus“, hören wir je und je. Damit wäre nach der Meinung vieler den Männern Arbeit und den Frauen ein idyllisches Heim gesichert. Aber gerade die Erfüllung dieser Wünsche vermehrte die Beschränkung der Frauen auf Haus feineswegs mit sich bringen. Im Gegenteil! Wenn sich die Frauen nämlich ausschließlich der Hausarbeit widmen würden, stünde bald unsere Wirtschaft still. Und damit würde Arbeit und idyllisches Heim erst recht in unerreicher Ferne entwid.

Denn bekanntlich ist unser Land arm, bitterarm an Arbeitskräften, aber reich an Arbeitsstätten. Dieser Tatsache muß unsere Wirtschaft Rechnung tragen und hat ihr auch bereits Rechnung getragen. Steht doch eine riesige Anzahl von Frauen im Erwerbsleben, muß darin stehen, wenn nicht alles aus den Fugen gehen soll.

Die statistischen Erhebungen (für einen gesamtstaatlichen Überblick müssen wir auf diejenigen von 1929 zurückgreifen) zeigen uns, daß schätzungsweise ein gutes Drittel der Schweizerinnen erwerbstätig ist. In Wirklichkeit nehmen jedoch die Frauen weit über einen Drittel hinaus an der nationalen Arbeit teil und dies sogar auch dann, wenn man die riesige Arbeit der Schweizerinnen im eigenen Hausfall nicht einmal zählt. Denn zu jenem Drittel haben wir erst noch zahlreiche Bäuerinnen und einen großen Teil derjenigen Frauen hinzuzuzählen, welche jahraus jahrein weit über die hauswirtschaftlichen Belange hinaus im Betriebe ihres Gatten wesentliche Arbeit leisten. Diese Mitarbeit fällt um so stärker ins Gewicht, als häufig eine spezielle berufliche Qualifizierung dazu nötig ist. Denken wir nur etwa an die kaufmännisch gebildete Frau, welche die gesamte Buchhaltung, Korrespondenz und oft den ganzen Lebensverlauf im Geschäft ihres Gatten erledigt.

Damit wir aber einen richtigen Überblick über die von den Schweizerinnen geleistete produktive Arbeit haben, damit wir die Wichtigkeit dieser weiblichen Arbeit genau erfahren können, ist es unerlässlich, daß sich die im Geschäft oder Gewerbe des Mannes arbeitenden Frauen bei Abzählungen nicht schlechterdings als Hausfrau eintragen, sondern genauer Aufschluß über ihre Arbeit geben. Haben sich doch beispielsweise bei der jüngsten Volkszählung die Bäuerinnen des ländlichen Kantons Argau größtenteils nur als „Hausfrauen“ bezeichnet. Wo heißt es da? Es heißt nicht an den Ertragsstellen allein, sondern auch an einer wichtigen Mitwirkung in den Kommissionen, welche die bei den

Abzählungen verwendeten Fragebogen aufstellen. Eine Mitwirkung von Frauen würde gewiß sehr dazu beitragen, die Arbeit der Schweizerinnen differenzierter zu erfassen.

Wenn sich nun diese ungezählten Frauen, welche weit mehr als ein Drittel aller Schweizerinnen umfassen, entschließen sollten, wirklich ins Haus zurückzukehren, wenn jede Angestellte und Arbeiterin sich ausschließlich mit dem eigenen Haushalt beschäftigen wollte, wenn die Bäuerinnen weder auf Feld, noch auf den Markt gehen wollten — die Katastrophe wäre da. Bergengenügend wir uns noch, daß allein ca. 150 000 Frauen in der Industrie, ca. 100 000 in kaufmännischen Berufen, ca. 270 000 als Bäuerinnen und Tausende und Abertausende in anderen Berufen produktiv arbeiten!

Und was würde bei dieser „Heimreise“ aus den lebigen, vermittelten und geschiedenen Frauen? Wir wollen auf Hypothesen gerne verzichten, weil uns die Geschichte Schulbeispiele derjenigen Väter gibt, welche dann eintreten würde. Vor wenigen Jahrhunderten liegen die Jüdinne im Kanton Bern es sich angelegen sein, die Frauen aus dem normalen Erwerbsleben auszusperren. Das Resultat war eine totale Verarmung ganzer Landstriche und — ein Herz von Vetterinnen. Das Elend nahm ein solches Ausmaß an, daß die Regierung — paradox genug — staatliche Manufakturen einrichtete, um den, zugunsten der Männer, d. h. der „aufstehenden“ Männer, aus dem Erwerbsleben ausgeschalteten Frauen Verdienstmöglichkeiten zu bieten.

Die Frau, welche „ins Haus gehört“, gehört also ernstlich, sehr ernstlich ins Erwerbsleben. Dagegen gehört sie nicht wie gegenwärtig noch beängstigt oft in die untergeordneten und schlechtesten Stellen, um dort erst noch schlechter als der Gleichwertige leistende Mann beschäftigt zu werden. Die Frauen sollen auch nicht zu den Verschnitten gehören, die im Notfall einspringen müssen, in den normalen Verhältnissen hingegen wegzeln, in oft mit Spott beglückte, „Blas machen“ sollten.

„Wer sind vor! — D' Fraue löbte nienies si und schaffe für nit.“

Diese bitteren Worte einer Tramilleitende — nein nicht etwa in bezug auf ihre Entlassung, welche ihr schon bei der Einstellung in Aussicht gestellt wurde, sondern zu dem Spott, welcher ihr von den männlichen Kollegen bei ihrem Berufsständtritt reichlich spendet wurde — liegen ungezählten, arbeitenden Frauen unausgesprochen auf der Zunge.

Man denkt heute so viel und ernst an den sozialen Frieden und an die Verwirklichung der wahren Demokratie. Welche Ziele können nur erreicht werden, wenn — wo schon der Grundbaß des Leistungswortes gilt — er auch auf die Arbeit der größeren Hälfte der Bevölkerung, auf die Frauennarbeit, Anwendung findet und wenn die Frauen ihren Gatten entsprechende Posten besetzen können. Letzteres wäre gerade auch volkswirtschaftlich von Vorteil. Einmal bedanke ich mich für die Möglichkeit einer Vergrößerung unseres Volkseinkommens, wenn in allen Stellungen weniger befähigte Männer befähigteren Frauen weichen müßten. Denn nur, wo jede Kraft an dem Werke ist, wo sie

am meisten Werte zu schaffen vermag, ist die Kraft eines Volkes voll eingesetzt. Außerdem tritt, wenn die Schweizerin sich nicht in allen Stellungen betätigt, hin und wieder der Fall ein, daß sich die fähige Schweizerin zugunsten eines Ausländers auf eine unbetriebligere, schlechter bezahlte Tätigkeit beschränkt. Denn trotz unserem „Reichstum an Arbeitskraft“ ist erzieht, daß die Schweiz auch bei Vollbeschäftigung nie ganz auf zuzugliche Arbeitskräfte aus dem Ausland verzichten kann.

Trotz den Fortschritten der Frauenbewegung ist es bei uns leider noch lange nicht so weit, daß die wirtschaftliche und politische Macht der Frauen in einem angemessenen Verhältnis zu ihrem bedeutenden Arbeitsbeitrag steht. Ihrem Arbeitsbeitrag entspricht weder ein Einkommens- noch Einfluß-Drittel. Die Frauen werden nicht nur verhältnismäßig schlecht bezahlt, sie sind nicht nur von vielen bedeutenden Berufen ausgeschlossen, sondern sie sind auch in den obersten Organen unserer Wirtschaftskörperschaften vertreten.

Ein typisches Beispiel: Im Gastgewerbe, im Hotelier- und Wirtschaft, machen die Frauen 70 Prozent aus. Und zwar befindet sich darunter ein großer Prozentsatz Inhaber, alle selbständigen Leiter und Befehliger von Hotels, Pensionen, Restaurationen und Wirtschaften. Trotzdem hat man noch nie etwas davon gehört, daß je eine einzige Frau an den Sanierungsmassnahmen, die ständig diskutiert und immer wieder von neuem beschlossen wurden, beteiligt gewesen sei. Ähnlich haben unter großer Aufmachung die Generalversammlungen des Hoteliervereins und des Schweizerischen Bäckervereins stattgefunden, ohne daß man aus den Zeitungsberichten hätte entnehmen können,

daß eine einzige Frau in deren Vorständen aktiv beteiligt gewesen wäre.

Was läßt sich hier machen? Vieles zur Verbesserung der Lage haben die Frauen selber in der Hand.

Die Fragen der allgemeinen Politik und Wirtschaft sollten uns so nahe gehen wie die sozialen. Da wären die Probleme der Währungs- politik, der Preis- und Lohngestaltung, der wirtschaftlichen Beziehungen zum Ausland, die Fragen des Clearing und der Exportgarantien, insbesondere aber gilt es, das Interesse für die gemeinschaftliche Arbeit der Frauen und die Verantwortung zu wecken. Die Referentin mißt diesem unmaßstäblichen Berufsinteresse für die politische Gleichberechtigung der Frauen entscheidende Bedeutung zu:

„Wir Frauen werden uns dadurch vor allem auch unsere Stellung und unsere Bedeutung im Wirtschaftlichen verbessern und uns Aufstiegsmöglichkeiten sichern, die vorläufig erst wenigen offen sind. Gleichzeitig wird uns die Mitarbeit im Berufs- und Wirtschaftsverband unsere politische Stellung stärken und unsere Chance auf die Einführung des allgemeinen Stimm- und Wahlrechtes sehr fördern, wie umgekehrt unsere politische Gleichberechtigung unter Selbstbewußtsein im Wirtschaftlichen haben und unsere Willen zur mitverantwortlichen Verantwortung umbeugend festigen wird. Selten wir deshalb alle miteinander, daß wir es bald erreichen: die politische Gleichberechtigung im Staate und den zweiwöchentlich gebührenden Einfluß im Wirtschaftlichen durch unsere rege Mitarbeit im Wirtschaftsverband.“

Nachkriegsorgen der amerikanischen Frauen

Wenn Sie heute über die USA schreiben, so müssen Sie den Verleumern klar machen, daß wir nicht mehr das Land des unbegrenzten Reichtums sind. Das ist Vergangenheit und Phantastik“, sagte mir gelassen ein amerikanischer Freund, „heute kann man bei uns keinen Knopf mehr kaufen, die Währung unterliegt strengeren Beschränkungen als hier in der Schweiz, — ja, Amerika ist jetzt überhaupt ein Land, das große Sorgen hat.“ Neun Millionen Mann stehen im Heer der Staaten, und während in Europa der Krieg endlich vorüber ist, muß er drüben gegen Japan weiter geführt werden. Zudem sind in den USA die verarbeitenden Industriezweige erschöpft, die Wirtschaft hat sich nicht erholt, ein gerechter Friede am besten zu gewinnen ist.“ Ein Teil dieser kommenden Nachkriegsprobleme ist die Stellung der Frau auf dem Arbeitsmarkt.

18 Millionen arbeitende Frauen

Das Women's Bureau des Arbeitsministeriums in Washington gab kürzlich eine Aufstellung bekannt, nach der heute nicht weniger als 18 Millionen Frauen in allen amerikanischen Industrien zu arbeiten tätig sind. (Nicht erfasst sind hierin einzig die Frauen im Hausdienst). Das ist eine Zahl, die selbst für die USA, wo man an große Ziffern gewöhnt ist, enorm bleibt.

Auch die Entwicklung dieses Arbeitseinsatzes ist imponierend. Noch 1940, bei der letzten genauen Erhebung, wurden nur sechs Millionen Arbeiterinnen angestellt. Da rief der Präsident zu den Arbeitsplätzen, der Krieg mußte gewonnen werden, — und noch vor Amerikas offiziellem Eintritt in den Kampf war diese Zahl um 400 Prozent emporgelungen!

Unter all diesen amerikanischen Arbeiterinnen sind es wenige, die nur Anstöße für die abendlichen Stunden verrichten. Die meisten haben eine Spezialausbildung hinter sich und sind zu besonderen Leistungen eingeteilt. Da wurde z. B. eine Textilarbeiterin mit Fachkenntnis in der Herstellung von Knöpfen, Schiffbauern, eine Bandarbeiterin aus dem Eisen gibt nach Detroit und wurde Inspektorin in einer mittleren Munitionsfabrik, und eine junge Dame aus einem Schönheitsalon wusch heute darüber, daß die 105-Millimeter-Geschosse ergötzt sind und richtig glängen.

Sie wollen weiter arbeiten

Das Women's Bureau hat in weiten Kreisen Umfragen angestellt, und aus allen Schichten kommt immer wieder die gleiche Antwort: Wir Frauen wollen auch nach dem Kriege weiter beschäftigt bleiben. Sowie man auch mit „Luzus-



Roman von Marguerite Aubouy, Heberseht von Maria Arnold

Beschreibung: Jung und einlam in Paris arbeitet die Schneiderin Marie Claire im Atelier der Frau Dalgac. Frau Dalgac ist schön und intelligent, aber wenn sie jemandem einen Vorwurf machen muß, kann wird sie so wütend, als ob sie selbst die Schuldige wäre. Der Roman hat die feine und reizvollen Charaktere im Zentrum. Seine Wurzeln liegen in der französischen Literatur und die Wirtin führt Frau auf. Ein unverwundliches Drama im Atelier ist seine Schwester, Frau Dalgac. 1. Fortsetzung.

Der Meister wollte über andere Dinge reden, aber keine Schweizer kann immer zum gleichen Thema zurückkehren. Sie fand, Frau Dalgac lehnte es an Festigkeit gegenüber den Forderungen ihrer Kunden, und sie sei nicht streng genug mit ihren Arbeiterinnen. Sie verlangte genaue Einzelheiten über die Arbeit und hatte an allem etwas auszuliefern. Schließlich wurde der Meister ärgerlich: — Meine Frau ist eben kein Gen darm wie du, sagte er. Und Frau Dalgac, die denselben südländischen Akzent wie ihr Bruder hatte, antwortete: — Nun gut, und so schlimm. — Sie sprach auf und sah ihn herausfordernd an. — Es ist schon ihr, Bulldogge... sagte da auch ein Frau Dalgac. — Das war wohl das erste Mal, daß Bulldogge die

Zeit vergessen hatte. Sie erhob sich leibhaftig und band die Schürze ab, bevor sie noch ihre Arbeit beiseite gelegt hatte. Die übrigen Mädchen standen auch eilig auf. Lautlos verließen sie den Raum, oder kaum waren sie draußen, da hätte man sie die Treppe herunterstürzen, als hätten sie sie vor einer Gefahr.

Sie hüllte sie unten ein und fand sie, wie am Morgen, am Torweg verlammt, doch ihre Gefichter waren verändert. Die hübschen Augen der kleinen Duretore zeigten schmerzlichen Jern, als sie sagte: — Diese Person hat uns unseren schönen Tag verderben.

Sandrine versicherte, indem sie näher an mich herantrat: — Sie ist sehr streng zu ihren Arbeiterinnen. — Dann rüdete sie noch näher zu mir hin und sagte leise: — Sie werden sie zurückkommen sehen, wenn die Hochzeitsfeier fertig sind. In jeder Saison holt sie unsere schönsten Modelle und probiert, sie liebe sich von ihren Kundinnen teuer bezahlen.

Die große Bergeweunte ladte selbst an und sagte, ohne sich darum zu kümmern, ob man es hört: — Die versteht es wie kaum eine andere, das Gedächtnis in ihre Truhe zu laden. Bulldogge knurrte jädnstetig: — Ich werde nie bei ihr arbeiten, selbst wenn ich großen Hunger haben würde.

Die Art und Weise des Bedrückens der Duretore zwang uns, Aufschuß zu nehmen, und jeder ging mit seinem Groll davon.

ii. Oktober war gekommen. Die Hochzeitsfeier wurden eines nach dem anderen fertig, und bald blieb nur noch das weiße Brautkleid übrig, das erst im letzten Moment in Angriff genommen wurde, um ihm seine Frisse zu bewahren. Sandrine und Bulldogge übernahmen diese Arbeit. Frau Dalgac gab ihnen weiße Schürzen, die sie bis zu ihren Füßen einhüllten, und sofort nahmen sie am Ende des Zuges einen besonderen Platz ein. Frau Dalgac kam wieder, wie es Sandrine vorhergesagt hatte. Sie drehte leicht mit dem Daumen die Nieten auf ein Stück Papier fixiert hatte, enifernte sie sich, wie sie gekommen war, ohne ein Wort zu sagen. Bulldogge schimpfte hinter ihr her: — Sie behält uns wie die Hunde. Gleichgültig gab Duretore die Nase und sagte mit einer kleinen, stöhnenden Stimme: — G'n Tag, Madame. Jetzt waren die Gefelle mit Stoffen überladen, und die Fröhlichkeit der ersten Tage war verschwunden. Abends nahmen wir uns kaum noch Zeit, am Torweg zu schlafen. Im Schein der Gaslaternen verstand Bulldogge schnell. Auch Bergeweunte hatte es eilig, doch ging sie nicht immer in der Richtung ihrer Wohnung davon. Duretore schmierte sich eng an ihren Berlobten und zog ihn mit raschen Schritten nach der Rue de la Gaite. Sandrine mochte in keiner Nachbarhaft, und wir gingen die Avenue du Maine ein gutes Stück zusammen hinauf. Einmal verließ sie mich plötzlich, um zu ihrem Jacques zu rennen, der ihr entgegenkam. Ich hatte oft von Sandrines Jacques — wie ihn Bergeweunte nannte — reden gehört. Als ich ihn sah, er schien er mit irgendeiner unfertig. Er war zwar viel größer als Sandrine, aber wenn sie seinen Arm nahm,

um sich auf ihn zu stützen, war es mir, als könnte sie ihm mühelos wie ein Kind tragen.

Jacques und Sandrine waren nicht Berlobte, wie die kleine Duretore und ihr Mechaniker. Sie waren Verlobte, die sich schon von ihrer frühesten Jugend an geliebt hatten.

Die Mutter von Sandrine hatte sie zusammen aufgejogen, und lange Zeit hatten sie sich für Bruder und Schwester gehalten. Später hatten die Eltern von Jacques ihren Sohn zurückgeholt, um ihn auf ein Gymnasium zu bringen. Jedes Jahr aber schied sie ihn zu den Ferien wieder in das kleine Dorf. Als Sandrine mit zwanzig Jahren nach Paris gekommen war, um dort Arbeit zu suchen, war sie bereits Mutter eines kleinen Mädchens. Sie hatte das ohne Schande noch durch Frau Dalgac gestanden. Und sofort hatte sie Heimarbeit für den Abend verlangt, um mehr zu verdienen.

Sie kannte ihren Beruf gründlich. Sie war sanft und fröhlich, und schon in den ersten Tagen hatte Frau Dalgac eine besondere Freundlichkeit für sie empfunden. Seither hatte sie noch ein Kind bekommen, einen kleinen Jungen, der nun schon bald drei Jahre alt war, und dort Arbeit zu suchen, war sie bereits Mutter eines kleinen Mädchens. Sie hatte das ohne Schande noch durch Frau Dalgac gestanden. Und sofort hatte sie Heimarbeit für den Abend verlangt, um mehr zu verdienen.

Sie kannte ihren Beruf gründlich. Sie war sanft und fröhlich, und schon in den ersten Tagen hatte Frau Dalgac eine besondere Freundlichkeit für sie empfunden. Seither hatte sie noch ein Kind bekommen, einen kleinen Jungen, der nun schon bald drei Jahre alt war, und dort Arbeit zu suchen, war sie bereits Mutter eines kleinen Mädchens. Sie hatte das ohne Schande noch durch Frau Dalgac gestanden. Und sofort hatte sie Heimarbeit für den Abend verlangt, um mehr zu verdienen.

Jacques war Raffiner in einem großen Bankhaus. Er wohnte bei seiner Mutter, die er seit dem Tod des Vaters allein ernährte, aber alle Abende verbrachte er bei Sandrine und besprach Papier mit nicht endenwollenden Rollen voller Rechnungen. Diefelbe Lampe und der gleiche Tisch dienten beiden, und sie arbeiteten tapfer bis Mitternacht, um ihre Kinder ernähren zu können. Augenblicklich hatte sich jedoch in ihrem Zusammen-



Die Hausbeamtin als Leiterin im Hotel

Erst der Betrieb im Gang.

Dann verändert sich die Tätigkeit der Hausbeamtin. Sie wird folgendermaßen „umgestaltet“. Das heißt, ihre Arbeit geschieht größtenteils hinter den Kulissen. Sie mehr und je gerechtfähiger diese Arbeit sich dort vollzieht, desto besser ist sie. Im Nachstehenden möchte ich nur von einigen Gebieten kurz sprechen, die im Hotel anders sind als in einem sonstigen Großbetrieb oder dort eine andere Rolle spielen.

Da ist vor allem die Küche. Das Hotel wird weitgehend nach seinen „kulinariischen“ Leistungen bewertet. Die Menschengestaltung erfordert daher viel Sorgfalt und Phantasie, und gerade bei letzterer darf sich die Leiterin durchaus nicht nur auf den Chef verlassen. Daß diese Aufgabe trotz der vorbildlichen Organisation der Rationierung von Jahr zu Jahr schwieriger geworden ist und immer noch mehr Anspannungsvermögen von den für die Hotelbetriebe Verantwortlichen verlangt, sei nur nebenbei erwähnt.

Ein weiteres wichtiges Gebiet ist die Kalkulation. Wenn es auch im allgemeinen nicht gebräuchlich ist, daß die Hausbeamtin gleichzeitig auch die Buchhaltung führt, so muß sie sich doch in diese, soweit sie die Kalkulation und den Ankauf betrifft, vollen Einblick verschaffen, und die betreffenden Konten genauere überwachen. Die Erhöhung der Preisuntergrenze seit Kriegesbeginn steht in keinem Verhältnis zu derjenigen der Verkaufspreise. Daher kann dem Hotel nur durch Steigerung des Umsatzes einerseits und durch äußerste Sparsamkeit andererseits seine gesunde finanzielle Lage gesichert werden.

Man wirt dem Hotelier manchmal vor, daß er um seines Berufes willen an Charakter einbüße und sich um das Gelbes willen zum Sklaven seiner Gäste erniedrige. Hier besteht sicher eine Gefahr, aber es besteht keine Notwendigkeit. Wir müssen den Mut aufbringen, wenn nötig auch dem bestzählenden Gast gegenüber einmal aufzutreten und ihm den Standpunkt klar zu machen.

Schließlich befindet er sich in „unserem“ Haus, und auch der Gast hat nicht nur Rechte, sondern auch Pflichten. Es kann vorkommen, daß wir einen Gast einzulassen müssen, ein anderes Hotel zu wählen. — Es ist notwendig, daß die Leiterin in ihrem Betrieb trotz all der vielen und allzuvielen verwickelten Arbeit, in der sie ihrem Personal mit gutem Beispiel vorangeht, wirklich

die Dame des Hauses

bleibt. Denn wir haben es schon, das ist es, was das Hotel braucht und so oft nicht hat. Auch die Gäste müssen Gelegenheit haben, die Dame des Hauses kennen zu lernen. Und als „Dame“ hat sie nun auch freundliche und erfreuende Aufgaben.

Sie schmückt das Haus mit Blumen, sie ist es, die den Bewohnern, den Gästen und dem Personal kleine Aufmerksamkeit erwirkt. Zu ihr kommt man, wenn es einem nicht gut geht. Sie arrangiert Feste und sie ist für den Gesandten, der im Saal sich bewährt, verantwortlich. An manchen Orten kann sie auch durch Wort der Zeitungen, Auswahl von Bildern für die Bibliothek, Einladung von Vertretern von Kunst, Wissenschaft, von geistig bedingten Persönlichkeiten das geistige Niveau ihres Hauses beeinflussen. Kurz, sie hat das zu tun, was man von einer „Mutter“ erwartet. Nur eines darf sie nicht tun: sie darf ihre Mütterlichkeit auf keinen Fall andern aufdrängen. — Vielleicht muß noch zum Schluß auch ein Wort über

die Auslichten,

die sich der dem Hotel zur Verfügung stehenden Hausbeamtin bieten, oblag werden. In Persönlichkeiten, die für die oben genannten Aufgaben sich eignen, wird noch lange Zeit ein großer Mangel sein. Mit dem erwarteten Neuaufschwung der schweizerischen Hotellerie unter der Devise „die Schweiz, das Sanatorium Europas“, wird der Bedarf nach Hotel-Beamtinnen zweifellos noch sehr zunehmen. Und es ist auch klar, daß mit der erhofften Entwicklung auch die finanziellen Aussichten desto

Nachrichten der Woche

Japan:

Der Protest der Schweizerischen Regierung gegen Zöling und Eigentumsübertragung. Gestern auf dem 11. durch Genoa von der japanischen Regierung anerkannt. Sie hat eine Million Franken zur Deckung der materiellen Schäden zur Verfügung gestellt.

Die Schweiz im Juli 1946 muß wenn auch in beträchtlichem Maße aufgeschoben werden: Der Umfang der Selbstversorgung der bäuerlichen Wirtschaft bleibt bestehen, die Anknüpfung der industriellen Unternehmungen wird um 40 Prozent ermäßigt. Am 20. Juli werden vom französischen Staat ein Konsultat an Schweizer und Franzosen mit gültigen Gütern 5 in- und 4 ausländische Güter für maximal 30 Tage Dauer und nur für bringende Reisezwecke. — Ausländer und Staatslose, die vor dem Krieg in der Schweiz wohnten, können Hilfe für definitive Rückreise erhalten.

Im schweizerischen Gelände in Portugal wurde vom Bundesrat Minister Martin, zum Generalen in Rom Minister de Wed ernannt.

Kriegswirtschaft: Auf 1. September wird eine neue Schulpflicht herausgegeben, auf der die 12 Goupans zu je 5 Punkt zum Bezug berechnen. Die vierte Schulpflicht mit allen bindenden Coupons bis 31. Januar 1946 gültig.

Die Rationen der Lebensmittelkarte für Juli 1946 werden etwas erhöht. Bei der drei Wochen gegenüber Juli zusätzlich abgegeben: 100 Gr. Käse, 50 Gr. Fett/Öl, 50 Punkt Kaffee, 50 Gr. Fleisch und 100 Gr. Eier.

USA:

Die drei Regierungschefs von Großbritannien, den Vereinigten Staaten und Sowjetunion haben am 17. Juli ihre gemeinsamen Verhandlungen in Potsdam begonnen. Die drei Führer werden dort regelmäßige Sitzungen abhalten. Einzelheiten über die Verhandlungen, die in strenger Versperrung stattfinden, wurden noch nicht bekanntgegeben. Die Verhandlungen finden in einem Schloß statt, das ehemals Kaiser Wilhelm gehörte.

Die britische und amerikanische Militärregierung haben ihre Funktionen bei der Witterung von Berlin aufgenommen. Zum 1. August 1946 wird ein französischer Kontrollkommissionen durch General König bestimmt.

Das „Verbot der amerikanischen und englischen Truppen“ ist geändert worden. In Paris wurde eine neue demokratische Partei gegründet. — Am französischen Nationalfeiertag, 14. Juli, defilieren französische Truppen bei der Siegesfeier in Berlin.

In Frankreich sind die Militärgesetze aufgehoben worden so daß das ganze Land wieder unter Zivilverwaltung steht.

Die Massenentwertung der Suberantentischen aus der Tschechoslowakei ist in vollem Gange; in Niederösterreich werden die Deutschen von polnischen Truppen hinter die neuen Grenzen nach Deutschland zurückgeschoben.

Die „Königliche“ in Belgien dauert an, indem König Leopold erklärte, nicht abzutreten zu wollen, es sei denn, daß das Volk dies wünscht; er werde aber in Ruhe einziehen sein können. Der belgische Senat erklärte aber öffentlich, daß der König seine Funktionen nicht wieder aufnehmen habe.

Die italienische Regierung hat beschlossen, an Japan den Krieg zu erklären.

Bund, Bundesrat haben die UEB die Biersteuer um 100000 Lomen Ertrag an Spanien verweigert; dies dürfte zur Intensivierung der Auseinandersetzung mit Franco-Spanien beitragen.

Die von Belgien von Indien nach Bombay einwirkende Konferenz der indischen Führer in Bombay erfolgslos abgebrochen werden, da sich die indischen Gruppen (Hindu und Mohammedaner) nicht einigen konnten.

In Norwegen werden 4000 norwegische Männer und Frauen als Kollaboranten vor Gericht gestellt.

Der Krieg im Fernen Osten: Tokio und japanische Häfen wurden von der amerikanischen Flotte und durch Pfeiler schwer bombardiert. Die Westkreuzer des Atlantik sind von Minen gefährdet worden. — Die Japaner haben mit der Evakuierung von Singapur begonnen.

günstiger werden. Aber es ist auch zu sagen, daß sich für einen solchen Posten nur selbständige, beziehe, besonders arbeitsfreie und auch gesunde junge Hausbeamtinnen eignen und daß von ihnen kein geringes Maß an geistigen Fähigkeiten und kaum innerer sittlicher Halt erwartet werden muß.

sucht der Frauen“ und wie alle die anderen oberflächlichen Argumente noch weiter heißen mögen, gegen diese Entwicklung anzukämpfen suchte: Es war begeblich, Kaufrau und im Bureau arbeitende Frau sind nun einmal in Lebenshaltung, Meinung und damit auch in ihrer Stellung innerhalb der Ehe voneinander gang verschieden, und es scheint so, daß, je mehr die Familie klein bleibt und der Haushalt durchrationalisiert wird, unsere moderne Welt sich zugunsten der erwerbenden und wirtschaftlich mitteilbaren Frau entwickeln wird.

So vielfältig die Lebensbedingungen — so verschiedenartig die Begründungen. Ist die Frau verheiratet, so möchte sie zur doppelten Sicherung ihrer eigenen Posten behalten. Ist sie noch ledig, so wünscht sie, eine Aussteuer zusammenzubringen, um damit dem künftigen Mann zu helfen. Ist sie jung, so genießt sie die Beschäftigung im Hause für ihre Kräfte nicht; wird sie älter, so ist es an der Zeit, für die Tage der Arbeitsunfähigkeit vorzulegen. „Nur kann man das Endegebnis unserer Umfrage noch nicht ablesen“, schreibt das Bureau, „aber im Großen sieht es heute so aus, als ob 80 Prozent aller unserer arbeitenden Frauen weiter im Beruf bleiben wollen.“

Es geht also auch unter guten Bedingungen...

Ein wichtiges Argument, das immer wieder von den Frauen gebraucht wird, lautet: Vor dem Krieges hat ihr uns gesagt, wenn wir gut bezahlt werden, reichliche Freizeit haben und moderne Arbeitsplätze, — dann lie die Industrie ruiniert. Heute, im Krieges, wird uns das alles geboten. Also — es geht auch so! Wenn es jetzt möglich ist, warum nicht später auch? — In weiten Kreisen sind die arbeitenden Frauen der USA entschlossen, ihre heutigen Bedingungen auch weiter durchzutämpfen.

Wenn man jetzt in USA die Fragen des Arbeitsmarktes im Nachkrieges diskutiert, so werden diese zwei einfache Regeln gebraucht: Feindtätige Soldaten müssen zuerst beschäftigt werden, und unter ihnen ist wiederum den Verbundenen der Vorzug zu geben. Und hier stimmen alle Frauen zu. Selbst wenn sie die ersten sind, die zurücktreten müssen.

Nun aber sind die Frauen von heute nicht mehr die von 1918. Sie haben sich Ziele gesetzt und haben gelernt, sie in der Desorientierung zu verfolgen. Sie sind jetzt entschlossen, das einzutreten, daß man ihnen ihre Probleme so löst, wie es für die Gesamtheit des Landes gut ist. Doch zum Gange gehören auch die Frauen.

Klarer als an anderen Faktoren unserer sozialen Welt kann man wahrhaftig heute am Kampf der Frauen erkennen, daß unsere Lebensform im Umbruch ist. Eines ihrer Ziele erblickt sie darin, allen Menschen ein freies Leben auf der Basis ihrer freien Arbeit zu sichern. *F r e m a W e i l i.*



leben etwas geändert. Jacques holte Sandrine nicht mehr von der Arbeit ab und ließ sie abends in dem kleinen Zimmer allein arbeiten. Sandrine machte sich darüber keine Sorgen. Jacques hatte ihr gesagt, der leidende Zustand seiner Mutter habe ihn zu Hause fest, und ihre genigte diese Erklärung. Sie war glücklich und ruhig, als wenn sie keine redigierende Chefredakteurin wäre und sagte mit vertrauensvollem Blicke:

— Ich weiß wohl, daß mein Jacques mich niemals heiraten kann, aber ebenwohl weiß ich auch, daß uns nichts zu trennen vermag.

Ihr hatte ich meine Anstellung bei Frau Dalgnac zu verbieten. Der Zufall hatte uns eines Sonntags auf einer Bank der Boulevards zusammengeführt. Wir hatten von der Schneiderei gesprochen, und sie hatte vorgeschlagen, daß ich mich bei ihrer Leiterin für die noch unbesetzte Stelle einer Kassierinnenberlin melden solle.

Sie hatte sofort zugeordnet, daß sie empfunden. Sie mußte nicht, ob auch sie sich zu ihm hingezogen fühlte, denn alles, was nicht ihren Jacques oder ihre Kinder betraf, schien ihr gleichgültig zu sein, doch wenn es mich anging, war es immer, als biete sie mir etwas an.

An dem Tag, der für die Hochzeit der jungen Kundin festgesetzt war, legte Sandrine das Kleid in eine Schachtel, und die Braut selbst anzuheben und zu überprüfen, daß kein Faden vergessen worden war. Sie machte diese Arbeit gern, und Frau Dalgnac mußte, daß sie sie vorzüglich ausführte. Darum zeigte sie ihr nur noch, wie der Schneider nach der neuen Mode umzugehen war. Vor allem mußte der Kranz aus Druckenblüten die Falten des Kleides weit nach hinten drücken halten.

— Sehen Sie, so, und Frau Dalgnac legte ein

Die Juni-Nummer des Mitteilungsblattes der diplomierten Hausbeamtinnen vermittelt in mehreren Auflagen ein anschauliches Bild des Hausbeamtinnenberufes. Eingehend sind Ausbildungsbedingungen und Berufsaussichten dargestellt. So lernen wir in verschiedenen, interessanten Aufsätzen die Arbeit der Hausbeamtin im Spital, beim- und Schulbetrieb kennen. — Manche unserer Leiterinnen, welche gerade in einem gemühtlichen Leben ihre Ferien genießen, möchten sich leisten, wo und wie wohl alle Fäden eines gut funktionierenden Hotelorganismus zusammenlaufen. Der folgende, dem Mitteilungsblatt auszugsweise entnommene Aufsatz, kann darauf antworten (Red.).

Es sind vielleicht zunächst wenige, die sich für einen solchen Posten begeistern werden. Wenn man mit als junger Hausbeamtin den Vorschlag gemacht hätte, mich für eine Tätigkeit in einem Hotel zur Verfügung zu stellen, hätte ich rundweg abgelehnt. Die man mich nun aber vor acht Jahren aufforderte, mitzuführen, ein während drei Jahren brachliegendes Hotel wieder in Gang zu bringen und den Betrieb neu zu organisieren, hat mich diese Aufgabe ungeheuer gelockt. Und ich habe es auch nie bereut, dem Ruf Folge geleistet zu haben.

Oberflächlich betrachtet erscheint nun das Hotelgeschäft in einem Hotel eher als unperiphetisch und zur Erfüllung dieser Ideale wenig geeignet. In Wirklichkeit aber verhält es sich ganz anders. Wenn die Hausbeamtin ihre Aufgabe im Hotel richtig erfüllt, wartet ihrer eine außerordentlich vielfältige und reiche Tätigkeit, welche, es ist kein leichtes Wort, erfordert ein reiches Maß an Hingabe und Ausdauer. Aber, dies vorausgesetzt, kann die Hausbeamtin im Hotel nicht nur ihr praktisches Können voll zur Geltung bringen, sondern auch durch ihre mütterliche Haltung oder durch ihren Gesinnung und ihren künstlerischen Sinn

die Atmosphäre des Hauses

beeinflussen und seinen Charakter mitbestimmen. — Das aber ist es gerade, was die Gäste außerordentlich dankbar empfinden, denn jeder Gast hat irgendeine in einem Winkel seines Herzens eine Sehnsucht nach Mütterlichkeit und nach einem warmen und freundlichen Dasein. Ich habe es geradezu als eine der wichtigsten Aufgaben der Hotel-Hausbeamtin an, wenn sie erst in leitende Stellung aufgetreten ist, sich hier einzufügen und die kalte, unperiphetische Atmosphäre, die einem in manchen Hotels entgegenkommt, mit Wärme, Mütterlichkeit, mit Freude und Schönheit zu füllen. Zu einer wohlthuenden Atmosphäre gehört nun einmal auch eine Hausfrau; in so vielen Beherbergungstätten steht man immer nur den Mann, den Hotelier.

Organisationstalent einerseits und Anpassungsfähigkeit andererseits sind allerdings für die Hotel-Hausbeamtin unerlässlichen Bedingungen. Im Gegensatz zum Anstaltsbetrieb wechselt die Situation hier ständig. Es gibt Stoßzeiten, die reichliches Dispositionen und große Ueberlastung verlangen. Die Stundschicht des Hotels oder Kurhauses ist auch viel weniger einheitlich als die der Pflanzschule einer Anstalt zu sein pflegt und gewöhnlich ist sie wohl auch viel anspruchsvoller. Dazu kommt, daß sie geübt ist, rasch bereitwillig zu werden. Es gibt nicht wenige Gäste, die wollen so bedient sein, als wären sie allein da. Hier ist einerseits Takt, andererseits Beharrlichkeit seitens der Leiterin absolutes Erfordernis.

Im Hotel hat die Hausbeamtin zumeist mit Fachpersonal zu tun, also mit Leuten, die speziell fürs Hotel geschult sind, und in abgegrenzter Zeit ein Maximum leisten müssen, und — wir wollen es ehrlich sagen — hier oftmals der Hausbeamtin überlegen sind. Da ist es ratsam, diese Ueberlegenheit ehrlich anzuerkennen. Es ist keine Schande für eine Vorgesetzte, wenn sie eine tüchtige Angestellte um Rat fragt, und es freut und ermutigt wiederum dies, wenn sie ihre Fachkenntnisse auf diese Weise einmal mitteilen darf. Dazu kommt noch der persönliche Kontakt mit den Untergebenen, der unbedingt gepflegt werden muß. Man darf nie vergessen, daß nicht nur die Gäste, sondern erst recht auch die Saisonangestellten des Hotels nach einem Heim haben, ja bei den Angestellten kann man ruhig sagen, sie haben Anrecht darauf.

Stilles Stück Mouffeline um die Haare von Duretour, nahm irgendein Weinenband und rollte es wie einen Brautkranz um ihre Stirn.

Sandrine lachte nicht wie wir über die empfindliche Miene, die Duretour dabei machte. Zufiermal folgte sie jeder Bewegung der Leiterin, und nachdem sie selbst eine Falte unter dem Weinenband angebracht hatte, ging sie leicht und zuversichtlich davon.

Der Herr ließ immer etwas nach, wenn eine große Bestellung ausgeschrieben war. Budwogge nahm sich Zeit. Der Meister freute die Miene, und Bergeounette sah mehr als nötig zum Fenster hinaus.

Bergeounette war nach Sandrine am längsten hier. Sie hatte sich den Blick vor dem Fenster genommen und hatte ihm niemals jemand anderem überlassen wollen.

Der Meister behauptete, sie winte einem Einarmigen, der auf der anderen Seite der Straße darüberging, aber Frau Dalgnac entgegnete, daß sie behauptet doch sehr falsch und sehr gut nähte.

Niemand konnte den richtigen Namen von Bergeounette, und niemand stimmte sich darum.

Gleich am ersten Tag, als sie im Atelier anfang, hatte sie sich gemeldet, so zu arbeiten, wie man es hier verlangte und gab vor, ihre Art sei eben so. Der Meister, der keinen Widerspruch vertragen, hatte ihr aufgeregt zugehört, sie wäre eben einmündig wie eine Bretonin. Sofort hatte sie sich aufgedrückt, um stolz zu antworten.

— Ich bin auch eine. Ich bin eine wirkliche Bergounette. — Der Meister hatte lächlich gefragt: — Wie sprechen Sie das aus? — Bergeounette hatte pfifflig geantwortet: — Ich spreche es so, mein Herr, wie man es muß,

und Sie können es nicht nachsagen, weil die Leute aus dem Süden niemals dazu imstande sind.

Anstatt sich zu ärgern, hatte der Meister gelacht und der Eigenfingern nachgegeben, indem er sie „Bergeounette-Dictopf“ nannte.

Sie gelgte weiter die gleiche hartnäckige Abneigung gegenüber allem, was sie nicht paßte.

Das widerliche Gesicht des Meisters aber die freundlichen Ermahnungen seiner Frau hatten keinen Einfluß auf sie, und schließlich mußte man ihr immer nachgeben.

Abgesehen von diesem Fester, der oft Streit herbeiführte, war sie stets bereit, anderen Gefälligkeiten zu erweilen. Sie war immer in gleicher Stimmung und ludte eigentlich niemals Jant.

Ihre größte Freude war, wenn man ihr zudröte, wie sie von ihrer Bretagne sprach. Sie sagte: — Die Selbe ist grau, doch der blühende Stechginster, der dort wächst, ist viel gelber als gewöhnlicher Ginster. Sie sprach vom Meer, wie von einem Menschen, den sie nicht liebte.

Ihre Fröhlichkeit verstand sofort, als Sandrine zurückkehrte. Sie kam von der Kundin mit einem lo verführten Gesicht heim, daß alle dachten, dem Brautkleid sei ein Unglück zugefallen.

Der Meister und seine Frau wagten nicht, sie zu befragen. Sie warteten, bis sie sprechen würde, aber sie ging hinhin am ihnen vorbei, und ließ sich hinzusetzen, blieb sie neben ihrem Schmel stehen.

Ihre Schultern schienen sich zu lösen und ihre Augen sich zu weiten, daß man Angst bekam. Auf einmal drehte sie sich um und lehnte ihre Stirn an die Wand.

Da hielt er der Meister nicht mehr aus. Er stürzte zu ihr hin und dröte ihr in die Ohren:

— Das Brautkleid? Das Brautkleid?

Nun richtete Sandrine ihren Blick auf ihn und auf uns, und dann begann sie zu sprechen. Sie sprach aufgeregt, und das, was sie sagte, war so verzoernd, daß wir lächelten, nichts davon zu verstehen. Als sie aber innehielt, sahen doch alle, daß dem Kleid nichts passiert ist, der Schneider nach der neuen Mode angefertigt worden sei, daß aber die arme Sandrine insofern erfahren hatte, daß ihr Jacques bereits seit einer Woche mit einem reichen Mädchen verheiratet war.

Das war so schrecklich, daß man nur schweigen konnte. Der Meister lenkte den Kopf und mid zu seinem Schmel zurück, während eine Frau langsam auf Sandrine zugeing, als ob sie unwillkürlich zu ihr hingezogen würde.

Budwogge brach als Erste das Schweigen, indem sie Jacques mit Schimpfporten bedachte. Bergeounette zuchte mit den Schultern, als wolle sie sich von einem ungewissen Mantel befreien. Die kleine Duretour fing laut zu weinen an. Und als ich endlich meine meine Blick meiner Nichte zuzuwandte, bemerkte ich, daß ich das Deckmäntchen stark gegen meine Brust gepreßt hielt und das Def. Tropez für Tropfen, auf mein Kleid fiel.

Sandrine hatte ihr Unglück von Jacques' Mutter erfahren. Da die alte Dame ihr immer Freundschaft entgegengebracht hatte, hatte sie, als sie in ihrer Wohnung, dem Wunsch nicht widerstehen können, sie schnell einmal zu besuchen. Aber dort fand sie nicht einen Kranken, eine gesunde und muntere Person vor, die sofort zu ihr gelangt hatte.

— Jacques hat sich gut verheiratet. — Und nachdem sie all' Einzelheiten über das Glück ihres Sohnes und die Schönheit ihrer Schwiegertochter

Eine Rundfrage: Was machen Sie aus Ihren Ferien?

Ferien sind dazu da, Luftschlösser zu verwirklichen, uns geheime Sehnsüchte zu stillen und für kurze Zeit ganz uns selber sein zu lassen. Nicht alle Leute üben so ideale Verufe aus wie jene Malerin, die auf unsere Frage erstaunt erwiderte: „In den Ferien? Da geht mir die Arbeit doch erst recht los!“ Und wenige werden wohl die Ferien nur „zum Auschlafen“ benutzen müssen. Die Mehrzahl von uns steht in einem Verufe drin, dem man ihr sonst auch mit Eifer und Freude ausüben. Um zu zeigen, wie verschiedene ideale Ferien sein können, haben wir uns mit einer Kellnerin, einer Intellektuellen Frau und mit einer Mutter über die Ferien unterhalten, und das Ergebnis liegt hier vor:

Die Kellnerin

„Vielleicht sollte ich mein Geld vernünftiger auf die Bank tragen und bei meinen Eltern zuhause die Ferien verbringen, aber ich habe mein ganzes Leben lang so vernünftig sein müssen, daß ich wenigstens „unvernünftige“ Ferien haben will.“

Wie sie das anstellt? Ein Lächeln: So eine Kellnerin feiert tagaus tagein in ihrem abgetreten schwarzen Kleidchen, sie weiß den Gerichten nach, ob heute Montag, Dienstag oder Freitag ist, sie breitet das Menü aus und wischt Brosamen weg — ein freundlicher, guter Geist, ob er nun das häufig zu schlingende Mittagessen bringt oder ein festliches kleines Souper. Ein guter Geist, auch wenn die Füße schmerzen und die Gäste ungeduldig sind, immer freundlich und immer dienstfertig. In den Ferien aber, welch wunderbares Gefühl, nun einmal selbst der Freundlichste und diensteifrigste umgeben zu sein!

„Ich könnte natürlich auch in ein kleines und billiges Hotel gehen, aber wenn ich dann schon einmal die Rollen vertausche und für den witzigen Bruchteil eines Jahres Gast sein darf, dann will ich es auch richtig sein. So lüchle ich mir schon Wochen zuvor auf den schönsten Proleten das schönste Hotel, und weil ich jährlüch wenig Geld für Kleider brauche, kann ich mir dann noch etwas Süßes für die Ferien leisten. Diese Vorliebe für ein gutes Hotel kann ich noch ein bißchen mit Berufseifer entschuldigen: Ich kann in einem andern Betrieb sehr viel lernen, wie zum Beispiel die Blumen arrangiert sind, wie man das gleiche Gemüse auf die verschiedensten Arten anrichtet, und wie die Kuchenteile dem Gästen gegenüber immer noch erhöht werden kann. Und dann sehe ich auch, wie unappetitlich es für einen Gast, wenn die Serviertochter einen schmutzigen Krug trägt oder mit dem Daumen in den Teller hineingreift — Dinge, die man wissen sollte, aber leider nicht immer befolgt.“

„Daneben aber bringen mir solche Ferien ein Gefühl der Geborgenheit, das mir nachher über das ganze anstrengende Jahr hinweghilft. Sich einmal verwöhnen zu lassen, spät aufzustehen und selbst einmal sagen zu dürfen: „Freulein, einen Kaffee, aber heiß!““

Die intellektuelle Frau

„Wenn Sie glauben, daß ich mich an irgendeinen mondänen Badeort „zurückziehe“, oder daß ich literarische Ferien liebe, wo man bei jedem Schritt auf Promontorien und solche, die es sein wollen, sitzt, dann irren Sie sich sehr. Ich bin auch keine enthusiastische Bergsteigerin und schwimme nur mäßig, ich kann nicht einmal schwimmen.“

„Dann bleibe nicht mehr viel übrig, meinen Sie? O, da irren Sie sich wieder. Sie glauben ja nicht, was ich jährlüch für eine Hege habe: Mein Tag

beginnt bei Morgengrauen, denn ich besitze noch einen Hauskath, der nicht zu kurz kommen darf. Vor neun Uhr an bin ich im Büro, und dann folgen sich fast ununterbrochen Besprechungen und Telefonanrufe, ich sollte nichts vergessen und alles einfüßlich und dazu noch neue Ideen produzieren. Am Nachmittag geht's erst recht los. — Dann sollte ich immer tüchtig angezogen sein und mich nie gehen lassen, ich sollte nicht jährlüch rauchen und nicht jährlüch Kaffee trinken. Doch wenn mir die Arbeit über den Kopf zu wachsen droht, dann tröste ich mich eben mit meinen Ferien.“

„Ja, diese Ferien! Sie werden sie vielleicht eintönig finden und gänzlich uninteressant, nicht einmal des Aufschreibens würdig, aber für mich sind sie das einzig Richtige. Ich habe mir in einem entzückenden kleinen Bauerndorf ein Häuschen erstehen mit einem Garten, der bis zum Bach herunter reicht. Es hat eine kleine Laube aus Kletterbohnen und eine Beerenwäldchen dem Bog entlang. Die Zimmer sind klein, eines zum Essen und eines zum Schlafen, und die Küche ist ruhig wie in einem Gebirgsbau. Der einzige Luxus besteht in einem Liegestuhl und einem raffinierten Eisfach. In den Kleibern aber bin ich dann furchtbar schlampig, ich trage bequeme Mittel und nie Strümpfe und nie hohe Absätze, ich wasche meine Haare selbst und vergesse, daß es so etwas wie „städtische Kultur“ überhaupt gibt.“

„Nur meine allerbesten Freunde wissen von meinem Zerkulum und besuchen mich vorsichtig, denn in der ersten Zeit bin ich so glücklich in meiner Einsamkeit, daß ich gar niemanden sehen mag. Dann aber, wenn ich mich hüßlich angekratzt habe, und der Garten ausgekratzt ist, dann freude ich mich herzlich, wenn jemand auftaucht und den selbstgemachten Himbeerstrup versucht, oder das neue Trockenmüchchen probiert. Manchmal steht ein ganzer Velopark vor dem Zaun, und wir haben schon die schönsten Stunden verlebt, bei Bauernrot und süßerlichem Wein in der Laube, die von einer alten Nachwächterlampe erhellt ist. — Für ganz liebe Gäste besitze ich noch ein witziges Gattmüchchen unter dem Dach, voratrot gestrichen und nur mit Kerzen zu erleuchten.“

„Ja, Sie haben recht, es ist ein kleines Paradies, und gerade in dieser heißen Zeit kann ich es kaum erwarten, das Häuschen wieder zu beziehen. Doch ergeht es mir mit diesem Paradies wie mit allem Vollkommenen: Es darf nicht von Dauer sein. Einmal versucht ich, dieses Ferienidyll nur um eine Woche zu verlängern, und obgleich das Wetter herrlich war und im Garten die wunderbarsten Blumen wuchsen, habe ich diese Zeit gar nicht genießen können: sie begann mit schlechtem Gewissen und endete mit Langeweile und Heimweh nach meiner oft vermissten täglichen Hege! Auf die Länge kann ich ohne Stadt und ohne meine Arbeit nicht leben, die Konzerte fehlen mir und die Aufstellungen — ich würde einfach verstimeln auf dem Land. Und dazu ist es heute noch zu früh!“

Die Hausfrau und Mutter

„Was meinen Sie? Für eine verheiratete Frau und vor allem für eine Mutter seien richtige Ferien gar nicht möglich? Wenn sie natürlich ein meine Freundin sich denken, die jeden Sommer feujend den Rucksack packt, weil ihr Mann so gerne klettert und sie gar nicht — dann haben sie recht.“

„Aber bei uns ist das anders. Wir lieben beide die Berge, mein Mann und ich, und bevor die Kinder kamen, machten wir fast jedes Wochenende eine Tour. Jetzt natürlich beschränkt sich das auf Sonntagspaziergänge im Wald oder dem Fluß entlang. Sie und da geht mein Mann auch allein oder mit Kameraden, aber ich könnte nicht sagen, daß ich mit dann irgendwie zurückgesetzt vorfomme, denn erfens bin ich eine sehr jährlüch Mutter und zweiter: freude ich mich auf meine Ferien, die mich für alles entschädigen.“

„Kinder im Hotel? Nein, dafür könnte ich mich nie begeistern. Sie langweilen sich schnell, und dann (Fortsetzung auf Seite 4)



„Consa“

die Konservenfabrik im Haushalt.
Die neue Maschine zur eigenen Herstellung von Konserven.
Praktisch in der Handhabung.

Eine Anschaffung, die sich jedermann leisten kann. Machen Sie uns einen Besuch.

SCHWABENLAND & CIE AG ZÜRICH
Nüschelerstraße 44 Tel. 25 37 40



Zum Salat
Zweifel
OBST-ESSIG

verwenden, er ist naturrein, mild und billiger als Weinessig

Mosteni Zweifel & Co.
Zürich-Höngg
Tel. 66 77 70



Der heimelige
TOORUM
Marktgasse 18
Gipfelstube
W. BERTSCH, SOHN
ZÜRICH

Vorzügliche
Bettinhalte
vom Vertrauenshau
STEINEGGER-STOCKMANN
LACHEN-A.SEE
Seit 120 Jahren



Genau so

sorglos und helfend wie immer dank
Camelia
die ideale Reform-Damenbinde
Camelia-Fabrikatop St. Gallen - Schweizerfabrik

SCHAFFHAUSER WOLLE



J. Leutert
Spezialitäten in Fleisch- und Wurstwaren

Metzgerei Charcuterie
Zürich 1
Schützengasse 7
Telephon 28 47 70

Filiale Bahnhofplatz 7



Delis
erhelt
Mayonnaise
leicht verdaulich

Anferate
im
Schweizer
Frauenblatt
haben
Erfolg

DELIKATESSEN

Tafel Früchte
Weine, Spirituosen

Ruopp
ALLE FEINEN LEBENSMITTEL

In- und ausl. Spezialitäten
ZÜRICH 1, AUGUSTINERGASSE 44, TEL. 25 12 33
und Filiale: SEESTRASSE 97 Tel. 23 55 25



Märwiler
Obstessig
vorteilhaft in Preis und Qualität



Kranzfläh
GLASHALLE
RAPPERSWIL



Schmerzen in Fuß und Bein? da hilft
P. TREFNY
allein
ZÜRICH 1 Rindermarkt 7
Gegr. 1848 - Tel. 32 22 87

FRIGORREX

Kühlschränke u. Kühlanlagen
für Haushalt und Gewerbe
Erstklassige Ausführung,
Lieferung ab Lager.

FRIGORREX
AKTIENGESELLSCHAFT LUZERN
Mühlbacherstr. 4, 6, 8, 10, 12, 14, 16, 18, 20, 22, 24, 26, 28, 30, 32, 34, 36, 38, 40, 42, 44, 46, 48, 50, 52, 54, 56, 58, 60, 62, 64, 66, 68, 70, 72, 74, 76, 78, 80, 82, 84, 86, 88, 90, 92, 94, 96, 98, 100
Telephon 2 22 08



Silberpolitur
Werno Silber
Poli-Argent

Das ideale Silberpflegemittel
Fr. 1.50, 3.50, 6.- ohne Wust.
In Drogerien und Haushaltgeschäften erhältlich. Hersteller: Chem. techn. Laboratorium der Drogerie Werno & Co. AG. Zürich

Wäsche nach Gewicht

das einfachste für die Hausfrau.
Schönste Behandlung bei billigster Berechnung.
Tadellose Ausrüstung ihrer Wäsche
Waschanstalt M. Trottmann, Winterthur
Wiesenstr. 3. Tel. 2 16 52, Ablage Badgasse 2 16 42



Bannho-Buffet-Zürich
Kochkunst in der Leistung
Mittlerer Hofen des

berichtet hatte, schickte sie Sandrine beschämt mit den Worten fort:
— Nun besetzen Sie sich aber, um Ihre junge Braut anzuflehen.
Sandrine meinte den ganzen Tag. Es waren Schreie, wie die eines kleinen Kindes, und ihr Kummer erschien uns so groß, daß wir keine Worte fanden, um sie zu trösten.
Sie unterbrach ihr Weinen, um voller Anst zu wiederholen:
— Warum nur, ja, warum nur?
Gerade am Abend zuvor war Jacques einige Augenblicke in ihrem kleinen Zimmer gewesen und hatte eine Photographie ihrer Kinder mitgenommen.
Sandrines Stirn zog sich in Falten, und ihre Stirn schienen nach innen gedrückt, als ob sie ihr Gedächtnis befragen wollte, und wieder stüßerte sie:
— Warum nur, ja, warum nur?
Schließlich schloß sie gegen die Wand gehend ein, und als die Arbeiterinnen fortgingen, weckte sie der Lärm des Stubtrüdens nicht auf.
Ich blieb, um ihr Ermachen abzuwarten und sie nach Hause zu begleiten. Frau Daliganc sprach schon davon, das Klappbett aus der Ecke zu holen, um es in der Werkstatt aufzustellen.
Sandrine erwachte beim Klauen der Türgriffe.
Es war Jacques, der kam, um sich nach ihr zu erkundigen. Er war ängstlich und trug wieder Hut noch Mantel, trotz des leuchtenden und kalten Wetters.
Sandrine zitterte am ganzen Körper, als sie ihn sah. Er schritt auf sie zu und schien ihr Mitleid zu erbitten:
— Meine Sandrine!
Und Sandrine hielt ihm ihre beiden Hände entgegen,

als müsse sie ihn beschützen und antwortete gleich:
— Mein Jacques!
So blieben sie eine Weile und sahen sich an.
Das Gesicht von Jacques drückte eine so tiefe Jährlüchkeit aus, daß es mir vorkam, als ob sich zwischen ihnen nichts geändert hätte. Aber dieser Gedanke verichwand schnell, denn alle beide begannen jämmerlich zu weinen.
Sandrine machte keinen Vorwurf, sondern legte nur durch ihre Tränen hindurch:
— Wie werde ich die Kinder durchbringen?
Jacques wollte auch sprechen, doch was er zu sagen hatte, kam nicht über seine Lippen.
Seine Stimme blieb ihm in der Kehle stecken, und er drückte noch fester die Hände seiner Freundin, als genügte dies, um sich verständlich zu machen. Dann zog er heftig an der Sehne eines Stuhls, dessen Beine durch die Querbalken unter dem Tisch festgehalten waren. Er zog noch stärker, und als es ihm gelungen war, den Stuhl hervorzu ziehen, atmete er gerufen auf, als hätte er eine durchaus notwendige Sache getan. Kurz danach hatte er wieder sein furchtames Aussehen, und er hielt die Tür mit einer Bewegung, die seinen Rücken straffte.
Sandrine verlor nicht, ihn zurückzuhalten, doch in dem Moment, wo er sie verließ, um zu seiner neuen Frau zurückzukehren, glättete sie mit den Fingern seinen Hemdbrust, deren Falten brüchig waren.
Am nächsten Tag sah sie niemand mehr weinen, aber sie behielt ein nervöses Zucken um den Mund. Und alle Augenblicke irrten ihre Augen durch das Atelier, als suchte sie einen verlorenen Gegenstand.
(Fortsetzung folgt)

sehen man die erschöpfte Mutter, die Luftlos Eile mit Weile spielt oder ein Silberbuch umblättert! Was ist einmal ein Ausflug ohne die Kleinen, kann sie ihn nur halb genießen, weil sie stets fürchtet, es möchte ihnen etwas zustoßen.

„Oh sehe nicht ein, wie oft man die Kinder nicht irgendwie unterbringen kann, ohne deshalb gleich als Rabenmutter verdächtigt zu werden. Früher brachten wir sie alle der Großmutter aufs Land, doch darf man ihr dies heute nicht mehr zumuten. Dieses Jahr zum Beispiel wird nur das Vreneli bei der Großmutter sein. Frey geht in ein Pfadi-lager und Ruedi verbringt die Ferien mit einem Freunde und seinen Eltern. — Nun müssen Sie aber nicht glauben, ich würde meine Kinder einfach andern Leuten, ob nun verwandt oder nicht, aufsuchen, und mich dabei meines Lebens freuen. Als Freund Peters Eltern leihst eine Reise machen, wurde er bei uns einquartiert und besuchte mit Ruedi zusammen die Schule. Es muß immer alles auf Gegenfälligkeit beruhen, sonst erlaubt die Hilfsbereitschaft bald. Die Großmama kommt jeden Winter zu uns in die Stadt, macht ihre Weihnachts-einkäufe und besucht ihre alten Bekannten.“

„So können wir ohne hässliche Sorgen die Ferien genießen, mein Mann und ich ganz allein. Man ist sich in diesen paar Tagen wieder viel näher,

man kommt sich ganz frisch beherbergt vor und spürt eine große Entspannung. Etwa zehn Tage genießen wir unsere Ungelegenheit, und dann holen wir die Kinder eines nach dem andern ab und feiern noch ein bißchen Ferien zuhause. Sie glauben nicht, wie entzückt die Kinder dann sind: Sie haben Neues gelernt und helfen rührend im Haushalt mit und wissen unheimlich viel zu erzählen. Es tut ihnen nämlich sehr gut, einmal länger mit andern Kindern zusammenzukommen, sie vertrauen sich nahher untereinander wieder viel besser.“

„Ja, und noch etwas: Wenn die Kinder einmal groß sind, werden sie gerne Touren machen, bei denen die Eltern nicht mehr mitkommen. Genau so peinlich wie gelangweilte Kinder in einem Hotel sitzen, während die sportlichen Eltern in den Ferien herumklettern, wirken ängstliche Eltern in einem Verghaus, von wo aus die Jungen ihre Touren unternehmen. Wenn es bei uns einmal so weit ist, werde ich sehr gerne in einem Cab mein Rheuma luvieren, wenn die Kinder losziehen, und sie werden mich deswegen kein bißchen weniger lieb haben. Diese Art getrennter Ferien hat gar nichts mit Pietätlosigkeit zu tun, sondern ist die einzig vernünftige Lösung eines oft diskutierten Problems.“

Kinder wollen schenken

Kinder sind, um es gleich vorwegzunehmen, unendlich gefreudigt, wenn diese Veranstaltung nur ein wenig von der Mutter gepflegt wird. Schenken ist ihnen ein Bedürfnis, sie überlegen noch nicht lange, ob ein Geschenk kostbar sei oder nicht. Sie geben einfach, um Freude zu bereiten, um zu beglücken.

Schon früh will der Mensch schenken. Wenn mir der dreijährigenen Feliz sein weihnachtliches Bistuit entgegenstreift und mit strahlenden Augenlein ich „da-da“ dazu lachst, so ist das Ausdruck erster, laute, herzliche Gefreudigkeit. Und jetzt ist es so wichtig, daß ich auch meine Freude daran so richtig zeigen kann, daß das Kleine sie auch zu empfinden vermag. Wie kann ich das? Scheinbar esse ich vom Bistuit, mit ebenso strahlendem Gesicht wie das Kind, gebe es ihm wieder, auch mit „da-da“. Gleich gibt er mir es mit erneutem Juchzen wieder, das Spiel des Gebens und Nehmens wiederholt sich noch einige Male. Das Kleine bekommt so Freude am Geben. Jetzt gilt es, die einmal erwachte Freude am Schenken zu erhalten, zu pflegen, zu entwickeln. Aber das können wir nur, wenn wir immer wieder Freude zeigen, aus was auch das Geschenk bestehen mag, ob ein Grashalm, eine Blume, ein Steinchen, ein Papierstückel, oder sonst irgend eine Kleinigkeit. Es geht ja nicht um den Wert der Gabe, sondern um die Handlung als solche. Die allein ist wichtig.

Und unsere Freude! Die müssen wir immer und immer wieder neu zeigen, denn das Kind muß fühlen dürfen, daß uns seine Gabe wirklich ein Geschenk auch wenn es nichts kostet. Ich jage über den Kleinen, daß ich immer und immer wieder lachen, oder hüpfen und eine Zeichnung aufzeichnen, oder eine alte Flasche zu einem hübschen Ding bemalen, auch ein Preis sei, den die erwachsenen Leute aus dem Geschenk herauspürten könnten, aber daß vor allem der Gedanke an sich, etwas schenken zu wollen, schon etwas Liebes und Gutes sei, an dem Gott seine Freude habe, nicht nur die Beschenkten. Vielleicht müssen wir bei einem egoistisch veranlagten Kind versuchen, unsere Freude ganz besonders überzeugend zu zeigen, damit auch es Freude am Schenken bekommt und nicht zu einem barmen Menschen heranwächst und später — auch wenn er Geld hat — hilflos ist und die Gabe des Schenkenfremden nicht kennt und die Gelegenheiten zum Schenken nicht wahrnimmt.

Daß ja Weihnachten die schönste Zeit zum Schenken ist, wissen wir alle. Aber wir dürfen nicht bei Weihnachten stehen bleiben mit schenken, ebenso wenig, wie die Weihnachtsstiftung nur für jene heiligen Tage gilt, sondern fürs ganze Jahr und alle 365 Tage. Nicht materielle Gaben allein, denn darin sind wir in den letzten Jahren bald Versunken geworden, sondern vor allem sollen wir Freude weitergeben, Freude des Herzens, die wir ja so nötig haben, wie die Pflanzen die Sonne. Auch wenn man das gar nicht so gern zugeben will, ist es doch so. Der innere Mensch kann nicht einfach mit Vernunft, oder Philosophie, oder himmelstürmender Technik totgeschwiegen werden, sondern er ist da und zwar so, daß wir annehmen dürfen, er sei der wichtigere Teil von uns, weil nur er ewigkeitsgerecht hat und der materielle Mensch zur Vergänglichkeit bestimmt ist...

Doch nun zum Kind zurück! Mit zunehmendem Alter wächst auch sein Verstand, und es fängt an zu überlegen und denkt auch über seine Geschenke nach, die es machen will. Und es ist rührend zu beobachten, wie sie immer neues erfinden, ohne an ein Gegenstand zu denken. So fand der zehnjährige Nödi meiner Freundin, er könnte eigentlich seinem Gottlieb auch einmal einen Kuden baden nach Mutteres Rezept, weil er ihr keine Sandarbei stücken könne. Der Kuden ist ihm wohl geraten und hat die Patin auch sehr überrascht und erfreut.

Die Freude am Schenken kann aber jäh ins Gegenteil umschlagen, wenn man das Geschenk des Kindes nicht richtig annehmen, zu wenig würdigen kann, oder zu oberflächlich nimmt. Denn sich bescheiden lassen ist manchmal gar nicht so leicht. Wir sind nicht einmal immer „in Stimmung“, um Geschenke anzunehmen zu können. Ich denke nur an die Eile, die uns an so vielen hindert, an Vexier im Haushalt, an etwas Mürreres, oder sonst irgend ein Unzufallen, das uns den Tag zu vergällen versucht. Und so in einem Moment wäre es mir fast

einmal vorgekommen, daß ich Mädchens Blumensträußchen beimge dankentes und ohne zu danken entgegengenommen und adios besetzte gelegt hätte. Ein Sträußchen, das es mit aller Liebe am Wiesentrand für sein Mutti gesucht hat. Wie war ich dankbar, daß mir noch rechtzeitig in den Sinn kam, was ich zu tun im Begriffe war. Und zahn hielt ich den Dank nach, während die bunten Kinder-angehen aufsuchten. Wer weiß, ob die Beschenkten erlitten hätte, wenn ich kein Geschenk nur ungenügend hochachtet hätte. Vielleicht hätte es für lange Schäden nehmen können, denn die Kinderseite ist ein ganzes Ding. Vielleicht hätte es sogar bleibende Einwirkung haben können. Darum müssen wir bei einem Kindergeschenk doppelt nachdenken, daß wir es richtig annehmen und auch freudig dafür danken.

Ich bin nicht dafür, daß die Kinder für ihre Geschenke ihre Sparbagen brauchen, denn ich finde es sehr viel reizvoller, wenn sie etwas Selbstgezeichnetes oder Selbstgemachtes spenden, sei es eine Zeichnung, ein Stoffbildchen, ein farbiger Stein, eine selbstgepöhlte Blume oder ein kleines Geräusch, ein feineres Raub- oder Blumenstück, eine kleine Pflanze, selbstgelesen aus einem Geschenk erhaltenen Seidling, eine alte Parfümflasche, die sie, mit einfachesen Lippen bemalt, in ein neues Kleid gefolgt haben. Warum sollte ich nicht die Kette aus dem Peter eigens für mich angefertigt aus Gänseblümchen oder Margueriten oder gar Rosenblättern? Stolz ist er daran und hat eine Riesenfreude, daß ich sie frage. Was macht es, daß meine Nachbarin deshalb leise lachst. Und warum sollte ich an Peters Kartoffelblütensträußchen nicht ebenso Freude haben, wie an einem künstlichen Orangenbaum? Ich glaube, bei näherem Besehen würde es sich sogar zeigen, daß beide der gleichen Familie angehören. Und Peter schenkt mir Selbstgezeichnetes, weil sie so schön sind und er mir eben nicht aus Gänseblümchen, Samenpflanzen, Steinlein, Margueriten, Stabionen, Wohnblumen und die andern Wiesensüßlingen alle bringen könne. Er möchte immer wieder Anderes, Neues schenken. Wehe, wenn ich die ersten Walderbeeren nicht annehmen wollte von ihm, sie zurückweisen würde mit der Bemerkung, sie würden ihm besser tun als mir. Die Freude am Kind wäre für ihn dahin und ich hätte ihn zudem noch um die Möglichkeit gebracht, mich bescheiden zu können. Man darf die Freude des Kindes am Schenken nicht trüben, auch wenn es uns einige Leberwindung kostet, das Geschenk anzunehmen. Ich denke da nur gerade an die Birne, die Peter aus seiner Hosentasche zog und mir, mit Druckstellen bedekt und offensichtlich wach von seiner Hosentasche, schenkte. Er hatte sie von seinem Freund bekommen und hätte früher lieber selber gegessen als ich. Aber er wollte sie mir schenken und ich mußte sie vor seinen Augen verheiraten. Erst dann war er ganz glücklich.

Selbst wir darum, so viel wir können und wo immer wir können, Freude zu bereiten, zu schenken, aus vollem Herzen, uns mit ihnen freudig am Glücksgefühl, das Schenken zu vermitteln vermag.

MILLY Adermann.

Schweizerischer Dienstboten- und Angestellten-Verband

In letzter Zeit wurde sehr viel über das Dienstbotenproblem geschrieben. Sehr wahrscheinlich wurde darüber noch viel mehr gesprochen. Das wäre alles in Ordnung, wenn damit auch etwas erreicht worden wäre. Aber leider ist das nicht der Fall...

Ungeachtet dieses Mißverständnisses darf das Dienstbotenproblem nicht beiseite gesetzt werden. Es muß doch gelöst werden! Und zwar muß nach einer Lösung gesucht werden, die den Arbeitgeber und die Dienstboten befriedigen kann. Gerade deshalb, weil zwei Parteien an einer rechten Lösung interessiert sind, so müssen wir den Weg zueinander finden und gemeinsam die schwersten Fragen zu behandeln.

Der Schweizerische Dienstboten- und Angestellten-Verband sucht und wünscht mit den Frauenerneuten des Bundes Schweizer Frauenvereine in Verbindung zu kommen, um so gemeinsam das Dienstbotenproblem anzupacken und zu lösen. Möge dieser Wille gesiegt werden zum Wohl und Segen der Dienstboten und der Arbeitgeber.

Das Schweizerische Sekretariat des Dienstboten- und Angestellten-Verband stellt allen Frauenerneuten gerne

einen Referenten des Verbandes zur Verfügung. Dieser wird die Wünsche und Anträge des Verbandes erläutern und begründen und veruchen, so eine Dispositionsgrundlage zu schaffen. Wir freuen uns, wenn recht zahlreiche Bestimmungen und Anfragen eingehen und werden uns bemühen, dem Problem als auch den Mitarbeitern an dieser Aufgabe gerecht zu werden.

Das Sekretariat, Romanshorn.



Glück des Daseins. Alfred Häufiger. Rascher-Verlag, Zürich.

„Inselroman“ nennt sich dieses zauberhafte Buch, und es wird den Tierfreund, den Wissenschaftler und den Freund schöner Prosa gleichermaßen beglücken. Ein Pfauenauge, eine Grille und eine Libelle leben ihr eigenes geheimnisvolles Leben und genießen das Glück des Daseins auf ihre Weise: Sommertrunten, von Blume zu Blume gaulend, Vanessa, der Schmetterling, der Boet Gryllus daneben als bestimmter Jagdfeld in Wildenland, und endlich Helgna, die Bielle, als fliehende Kämpferin über dem trüben Wasser eines stillen Meeres. Sie alle erleben nicht wie in den üblichen Tierbüchern eine banale Veremenschlichung, sondern werden wie durch ein Mikroskop sehr eingehend und liebevoll betrachtet. Alfred Häufiger besitzt aber nicht nur ein scharfes Auge, sondern ein sehr feines Sprachinstrument, durch welches das kurze Inlebensleben mit einem poetischen Hauch überglänzt wird. Wie schön ist zum Beispiel der letzte Tag der Libelle Weischna geschildert:

„Die Luft flutet in herber Kälte. Es flimmert darin wie um unendlich kleinen, ganz scharfen Wesseln. Es ist ein festlicher Abend, hell wie ein Diamant ist die Luft, und durchsichtig bis in die fernsten Fernen. Weischna steigt geradewegs auf die Sonne zu, die als glühender Ball über den Hügel hängt.“ — Diese kleine Probe spricht mehr als viele Worte von der Qualität des Buches, in dem die Menschen keine Rolle spielen, das ihnen aber glückliche Ruhe und Entspannung schenkt, wenn sie sich darin vertiefen.

Der Fall Angerer Bremien. Dagmar Edquitt. Aus dem Schwedischen überlegt von H. J. Kaefer. Dreil Fühl Verlag, Zürich.

In den letzten Jahren, besonders seit dem Krieg, sind die Schweden nicht nur mit ihrer jungen Filmindustrie vor die Welt getreten, sondern sie haben auch einige literarische Neuschöpfungen zu verzeichnen. Doch wie der Film von einer bestimmten Art Sittendrama nicht mehr loszukommen scheint, so leidet auch der Inhalt der Romane in ähnlicher Richtung:

„Angerer Bremien“, die Tochter eines Offiziers und nach hiesigen Verhältnissen erzogen, wird von einem Unbekannten verunglückt. Ihre ganze Weltanschauung wird dadurch erschüttert, und nach einem Jahr, wie sie den Mann plötzlich wieder vor sich sieht, erschließt sie ihn. Das Gerüst schied sie zur Beobachtung in eine Verensbestalt, wo ein Arzt und Psychiater ihre Seele wieder tröstet und auf den rechten Weg führt. Als seine Frau vermag sie ein neues Leben zu beginnen.

Da die Verfasserin lange Zeit in einem Hospital für Geisteskranken arbeitete, vermag sie die Verhältnisse recht gut zu schildern. Der Aufenthalt in der Geisteskrankenanstalt wird auch den weitesten großen Raum des Buches ein. Somit aber hinterläßt der Roman etwa den gleichen Eindruck wie die Schwedensfilme: Man ahnt eine gestaltete Kraft, die jedoch ihre Form noch nicht gefunden hat. Zwar enthält die breite Schilderung des Sanatoriums so viele retardierende Momente, daß man leicht ungeduldig dem Schluß zuströbt, um den immer wieder geschnittenen Knoten des Konflikts endlich einmal sich lösen zu lassen.

Es ist viel Hunger in der Welt. Walter Marti. Schweizer Druck- und Verlagshaus, Zürich.

Es gibt viele Frauen wie diese Anni Suter-Baumann, die, in guten Verhältnissen aufgewachsen, sich plötzlich vor die Notwendigkeit gestellt sehen, ihr Leben zu verdienen und einen Zusammenbruch ihrer ganzen Weltanschauung erleben, die sie bisher so bequem und selbstzufrieden durchs Leben führt.

Die große leidliche und geistige Einseitigkeit dieser Frauen hat Marti sehr treffend zu schildern gemocht, ebenso ihr Aufstehen, wenn so einer Vereinsamten und Hoffnungslosen wieder ein Mensch sich nähert, mit dem sie erst Zeitfragen diskutiert (das Buch spielt in der Gegenwart), dem sie dann ihre Lebensgeschichte anvertrauen kann und mit dem sie schließlich eine bessere Ehe einget, als ihre erste gemeldet ist.

Das Buch könnte gefallen, wenn ihm nicht ein toller moralisierender Unterton eigen wäre, der in den Gesprächen der handelnden Personen wie in den Betrachtungen des Autors mitschwingt, doch wird die Lesart sicher vielen Frauen in ähnlicher Lage Trost und Unterstützung bieten.

Der rote Pony. John Steinbeck. Einzige autorisierte Übertragung aus dem Amerikanischen. Steinberg Verlag, Zürich.

Das bestannete Wert Steinbecks ist wohl „Der Mond ging unter“, und eines der wenigen Kriegsbilder, die den Krieg überdauern werden. Das Steinbeck aber mehr als ein Schriftsteller ist, beweist er mit dem vorliegenden Bande, das ein gutes Dutzend teilweise zusammenhängender Erzählungen vereinigt.

Die am weitesten ausgeplönte Geschichte ist die des roten Pony und seines kleinen Herrn Tody, eine Tiergeschichte von großer Anmut und Innigkeit. Tody hat sich seinem Vater, einem kleinen Gutsbesitzer in Selwyns Valley, für einen ganzen Sommer verpachtet und arbeitet von früh bis spät wie ein Sklave, um im Herbst das Füllen zu erhalten, das die Stute Melie austrägt. Dieser arbeitsreiche Sommer, das Warten auf das erlebte Füllen, die Angst des Jungen um das Muttertier, ist, von Steinbeck so lebendig gestaltet worden, daß man ihn so wenig verzieht wie die andern Gestalten, die das Buch bevölkern.

Da ist Conny, der Bär — ein armer Geisteskranker von bärenhaftem Aussehen, der die unheimliche Gabe besitzt, ganze Gefährde im selben Tonfall, mit dem selben Ausdruck zu wiederholen, ohne jede Abnung, was er damit den schauernden Zuhörern enthüllt; und da ist Mite, der geholt hat, einen Nezer zu lynchen, und da ist schließlich die einfache und lustvolle Schilderung eines Frühstücks im Freien, vor einem Zell und



Das GOLDENE SIEGEL ist das Abzeichen der Flüchtlingshilfe-Sammlung!

einem primitiven Herd, der glüht „wie eine Blutorange“. Diese Schilderung umfaßt nur vier Seiten, doch ist das Wesentliche da: Die Ruhe und Zufriedenheit unkomplizierter Menschen, die mit einem Fremden ihr Frühstück teilen.

„Zum Glück, möchte man gerne, bringt uns Steinbeck Menschen in seinen Büchern, und nicht die üblichen Schablonen des Amerikaners, die wir aus den vielen Bestsellern schon so grenzenlos satt haben. Wie gesagt, „Der rote Pony“ ist eines der schönsten Bücher, die je aus dem Amerikanischen überlegt worden sind.“

Abenteuer in London. J. B. Priestley. Aus dem Englischen übertragen von H. E. Baasche. Pan-Verlag, Zürich.

Stoff zu einem Film, einem guten Unterhaltungsfilm mit fünfzigjährigen Witwenüberlebenden, spannenden Geschehnissen und einem großen happy-end:

Zwei romanische junge Verliebte, Rose und Edward, suchen, verlieren und finden sich wieder in der riesigen Stadt London, die sie wie ein Labrinth aufnimmt und zu einem der Millionen Mädchen macht, die in ihrem Getriebe arbeiten. Die Stadt ist es, die sie immer wieder bedroht, diese ruhelose und gefährliche Stadt mit ihren trübseligen Unterständen und betäubenden Vergnügungen, mit ihren Straßentänzen und Streits (wir befinden uns in den fieberhaften Kriegsjahren) und ihrem brutalen Egoismus. Durch Verletzungen und unglückliche Zufälle alter Art verlieren sie die beiden jungen die Hände der Londoner Unterwelt. Im großen Eifer laudet ein Kapitel die Methoden des Mädchenhandels ab, dem Rose fast zum Opfer gefallen wäre, hätte der finstige Edward nicht mit Detektivgefühlen und dem festen Sinn des Lebenden die Verbrecherhölle entdeckt und seine Rose befreit. Sie beide wähen nun, daß sie nie mehr verlieren werden und bilden in eine Zukunft, die sie fern von London in einem kleinen Sanftmütigen verbringen wollen.

Die Handlung an sich möchte fast banal und könnte einem Detektivroman entnommen sein, doch hebt die gekonnte Schilderung der Großstadt und ihrer Menschen, vor allem aber die kleinen beisehenden Wahrheiten und Randglossen Priestleys das knapp fünfzehnder Seiten starke Buch doch auf ein höheres Niveau.

Veranstaltungen

Bern: Frauenfilmklubverein. Donnerstags, den 26. Juli 1945, 20.15 Uhr, Sommerzuzammenkunft in der Inneren Enge.

Radiosendungen für die Frauen

sr. In der Sendung „Notizen und probiers“ werden Montag den 23. Juli um 13.30 Uhr folgende Kapitel behandelt: „Gepliegte Fraue, Eine Magelpliegte in der Einmüdigkeit“ — „Das neue Rezept“ — Fragen Sie — wir antworten“. Dienstag den 24. Juli um 22.10 Uhr spricht Ella Steinmann über „Die eherrama abenden in der einliegenden m.“. Mittwoch den 25. Juli um 12.40 Uhr steht die Sendung „Für die notleidenden Mütter“ auf dem Programm. Donnerstag den 26. Juli um 13.25 Uhr spricht „Für die Hausfrauen“ Regina Wiedmer. „Am Walliser Schaf zur Walliser Woll“. Am Freitag „Reiner Staatsbürgerkurs für die Hausfrau und Mutter“ behandelt Samstag den 28. Juli um 17.45 Uhr Dr. Erta Rizki das Thema „Der Beitrag der Frauen in der Kriegszeit“.

Reaktion

Dr. Iris Meyer, Zürich 1, Theaterstraße 8, Telefon 24 50 80, wenn keine Antwort 24 17 40.

Verlag

Genossenschaft Schweizer Frauenblatt: Präsidentin: Dr. med. h. c. Elfe Jüstin-Spiller, Riedberg (Zürich).

ZÜRICH

Hotel Augustinerhof

St. Peterstraße 8
Tel. 5 77 22

Zentrale Lage

Ruhiges, angenehmes Haus
Behagliche Räume
Gepliegte Küche

Leitung: Schweizer Verband Volksdienst